

Die Zeit – Feuilleton : Alles auf Zukunft

Die Zeit, Hamburg, Germany
Die Zeit, Hamburg, Germany

DIE ZEIT

42/2005

Alles auf Zukunft

Koreas Literatur steht im Mittelpunkt der Frankfurter Buchmesse. Ein Besuch bei Autoren, die im dynamischen Chaos ihres Landes den Durchblick behalten wollen

Von Christof Siemes

Die Zukunft der koreanischen Literatur liegt im Sumpf. Durch den führt eine Straße, die »Straße, wo sich die Kultur entwickelt«. Wie die Bretter eines Bücherregals gehen von ihr weitere Wege ab, in denen die »Werke« stehen: Verlage, Druckereien, Papierfabriken, Barsortiment, rund 100 Firmen, dazu zwei kleine Wohnquartiere für 200 Familien, alles in allem rund 150 Gebäude auf 1,6 Millionen Quadratmeter trockengelegten Sumpflands, 30 Kilometer nordwestlich von Seoul. Wenn Ende 2006 alles fertig ist, werden 30000 Menschen in Paju Book City arbeiten. Eine weltweit einzigartige, ökologisch korrekte Musterstadt rund ums Buch, im globalisierten Moderneschick aus Beton, Glas, Holz und Eisen mit künstlicher Rost-Patina, errichtet mit Subventionen des Kultusministeriums. Ein einziges Haus im traditionellen Stil hat man zwischen dünnen Birken zugelassen, eine kleine Verbeugung vor der Geschichte, ansonsten ist im Schatten des »Berges, wo der Kranich herkommt«, alles Zukunft. Der Kranich ist das koreanische Symbol für Kultur.

Ursprünglich war Paju Book City nicht mehr als die Vision einiger Verleger. Glaubt man ihren Broschüren, wollen sie hier nichts Geringeres als »die verlorene Menschlichkeit« wiederentdecken. Ganz sicher litten sie unter den horrenden Mieten im Zentrum von Seoul und der komplizierten Infrastruktur der 10-Millionen-Stadt, die trotz immer neuer Autobahnen stets an Verstopfung leidet. Die Zentralisierung im Sumpf macht die Arbeit am Buch rationeller und billiger. Zugleich erhöht sich der Konkurrenzdruck, wenn der große Rivale sich gleich auf der anderen Straßenseite breit macht. So etwas freut Yu Jong Koog von der Paju-Book-City-Kulturstiftung, er drückt die Fäuste gegeneinander und streckt sie gen Himmel. Harter Wettbewerb als Turbomotor für ein Wachstum, das nach den Sternen greift eine für deutsche Besucher fremde kapitalistische Euphorie. Man stelle sich vor, Hanser, Suhrkamp und Bastei Lübbe würden in einer Wüstenei südlich von Berlin zwangsvereinigt mit Libri, Weltbild und dem Börsenverein des deutschen Buchhandels.

Paju Book City, wo in Zukunft die Grundlagen für die fünf Milliarden Euro Umsatz des koreanischen Buchmarktes erwirtschaftet werden, ist nur das jüngste Symbol für ein Land im Hochgeschwindigkeitszug der Geschichte. Korea hat in sechs Jahrzehnten durchgeilt, wofür andere Nationen Jahrhunderte brauchen. Japanische Besatzung, Befreiung, Koreakrieg, Teilung, Militärdiktatur, schließlich 1987 Demokratie und ein nur sporadisch getrübt Wirtschaftswunder. Vier Prozent Wachstum lauten die Prognosen für das nächste Jahr, und wenn der Platz für eine neue Schnellstraße nicht mehr ausreicht, wird sie einfach auf Stelzen in den Han-Fluss gestellt, der durch die Hauptstadt fließt. Das imposante Südtor der alten Stadtmauer bewacht nun einen gigantischen Kreisverkehr, zwischen den himmelstürmenden Konzernzentralen und den ewig sendenden Großbildschirmen an ihren Fassaden wirkt es wie ein vergessenes Teil aus einem Spielzeugladen namens Geschichte.

Seoul sei ein Monster, sagt Hwang Chi Woo. Schon 1988 hielt es der Lyriker dort nicht mehr aus und flüchtete in den Süden Koreas, in ein altes Haus mit Garten. Jetzt arbeitet er wieder im und am Herzen dieser janusköpfigen Stadt und ihrer Kultur, sein Büro ist ein Kellerraum auf dem Gelände des Kyongbok-Palastes, der 500 Jahre lang der Sitz der koreanischen Königsdynastien war. Im Vergleich zu europäischen Bauten sei der Palast aber bescheiden, sagt Hwang. Bei seinem ersten Europa-Besuch sei er, der Student der abendländischen Kulturgeschichte, eingeschüchtert gewesen vom westlichen Prunk: »Nur ein, zwei Tage habe

ich das ertragen. Dann war ich froh, wieder herauszukommen.«

Aus dem studierten Dichter ist inzwischen ein Kulturpolitiker auf Zeit geworden: Hwang leitet das Kogaf, das Organisationskomitee, das Koreas Gastland–Auftritt auf der Frankfurter Buchmesse plant. Nun muss er der ganzen Welt erklären, was das Eigentümliche der Kultur seines Landes ist. Unermüdlich tut er das, zerbricht sich nächtelang den Kopf über den richtigen Einsatz seines 10–Millionen–Euro–Etats und raucht sich über Tag durch das chronische Schlafdefizit. Die koreanische Kultur sei nicht unbedingt schön oder »erhaben« (das sagt er auf Deutsch), sondern einfach: »Ihr Maß ist der Mensch.« Ein Wort Walter Benjamins will ihm nicht aus dem Sinn: »Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.« Vielleicht wohne der koreanischen Kultur weniger Brutalität inne, das Prinzip sei, »sich selbst zu verkleinern, damit die Welt weit werden kann«. Alle koreanische Kunst sei »*non finito*« im Sinne von Michelangelos unvollendeten Skulpturen.

Das gelte auch für die koreanische Lyrik: Sie kennt kaum feste Strukturen, sie spricht durch Verschweigen. Darin hat der 53–jährige Hwang Chi Woo Erfahrung: Er begann zu schreiben Anfang der achtziger Jahre, unmittelbar nach dem Massaker an Aufständischen in Gwangju, als die Militärdiktatur das Land, seine Intellektuellen und sogar die Sprache fest im Griff hatte. »Man konnte nicht mal richtig atmen«, sagt Hwang. Er saß selbst kurze Zeit im Gefängnis. Seine Antwort auf die totale Macht des Apparats war die Zertrümmerung der okkupierten Sprache und der traditionellen Gedichtformen.

Seit dem Ende der japanischen Kolonialzeit ringen Koreas Lyriker um die freie Form. Voller Neid auf die westliche Sprache sei er gewesen, sagt Hwang, weil sie das »absolute Gedicht« möglich macht. Auch er experimentiert mit autonomen Sprachgebilden als Mittel des Widerstands. »Tun. Anfangen. Sich zu bewegen anfangen. / Kommen. Kommen. Tönen. Erschallen. Hinkauern. Mitteilen. Einkesseln. / Einengen. Treffen. Getroffen werden. / Hinfallen. Brechen. Fliegen. Umfallen«, heißt es im Gedicht 527. Inzwischen habe aber der investigative Journalismus alle versteckten Wahrheiten seiner frühen Gedichte aufgedeckt, sagt Hwang. Jetzt schreibt er gleichzeitig in ganz unterschiedlichen Stilen; seine Arbeitsweise ist ihm Spiegelbild der Widersprüche in der koreanischen Gesellschaft. Im Zentrum steht für den Lyriker wie für den Kulturpolitiker die Frage: Kann man aus dem dynamischen Chaos dieses Landes Reichtum schaffen?

Hwangs Antwort lautet natürlich ja. Und verbindet sich mit der Hoffnung, dass nun, mit dem Auftritt in Frankfurt, die Kultur seines Landes nicht mehr nur als Nehmende, sondern als Gebende wahrgenommen werde. »Eine Eiswand umgibt die koreanische Literatur im Ausland. Mit Hilfe der Körpertemperatur unserer Dichter wollen wir sie zum Schmelzen bringen.«

Wenn Jo Kyung Ran in das Jinsun Book Café schwebt, wird mindestens mal der Eis–Cappuccino warm, den hier, gleich am anderen Ende des Palast–Areal, die junge Seoul–Bohème für stattliche 7000 Wong, 6 Euro, schlürft. Gekonnt setzt sich die 36–Jährige als Porzellanpüppchen in Szene, das gerade erst bei seinen Eltern auszieht. Unter dieser zarten Glasur aber ist die »Blume von Seoul« (so die Übersetzung ihres Vornamens) von porzellanener Härte. »Ich bin Steinbock. Die gehen barfuß konsequent den Berg hinauf so sollen Schriftsteller sein.«

Koreanische Schriftstellerinnen müssen es sein. So zukunfthysterisch das Land auch ist seine Rollenmuster sind konservativ. Bis Mitte der 1990er Jahre gab es kaum Autorinnen, noch jetzt sind sie eine kleine Minderheit. »Der Literaturbetrieb ist wie ein Krieg«, sagt Jo Kyung Ran, »es ist schwer, darin zu überleben, vor allem als ledige Frau. Wer nicht verheiratet ist, ist nicht erwachsen.« Bei ihrem Debüt dachten die männlichen Kollegen: Ein Mädchen, das ganz gut schreibt, aber keine Schriftstellerin, weil sie heiraten und wieder verschwinden wird. Den Gefallen hat Jo Kyung Ran ihnen nicht getan. »Erst jetzt bin ich eine erwachsene Schriftstellerin, nach zehn Jahren!«

Das Schreiben ist für sie zur Existenzberechtigung geworden. »Wenn ich nicht schreibe, bin ich nicht, darum schreibe ich. Was aber nicht bedeutet, dass ich beim Schreiben glücklich bin.« Als 19–Jährige fiel sie bei der Aufnahmeprüfung an der Uni durch. »Danach habe ich fünf Jahre lang nur zu Hause gesessen und gelesen.« Jetzt kennt sie sogar entlegene deutsche Autoren wie Jenny Erpenbeck oder Jakob Hein. Und hat gelernt,

Verbindung zum Unsichtbaren aufzunehmen. »Dafür habe ich einen sechsten Sinn. Wir sitzen hier zu dritt beim Interview, aber es gibt an diesem Tisch unsichtbare Personen oder Dinge. Ich übersetze in Worte, was sie mir zuflüstern.« In der Titelgeschichte ihres Erzählungsbandes *Der Elefant in meinem Schlafzimmer* huscht das Tier nächtens unsichtbar am Bett der Erzählerin vorbei, nur ein gedankenverloren geschossenes Polaroid hält es fest. Seitdem rätseln die Leser, was der Elefant wohl bedeuten möge. Vieles, sagt seine Erfinderin, »ich war selbst der Elefant, als ich mit dem Schreiben anfang, ganz dick«. Jetzt ist sie eine Elfe im kleinen Schwarzen und hat das Gefühl, mit dem Buch über den Dickhäuter den Durchbruch geschafft zu haben. »Vorher hatte ich nur ein Werk. Jetzt habe ich eine Stimme.«

Jo beschreibt die Orientierungslosigkeit, Verlassenheit, Einsamkeit der Menschen nach den historischen Umwälzungen in Korea. Und doch sagt sie: »Das wichtigste Wort in meinem Werk ist Kommunikation.« Nur wer über Angst schreibe, könne auch von der Überwindung der Angst, über Hoffnung schreiben. Die traditionelle Familienstruktur habe in den letzten zehn Jahren ihre Bindekraft verloren, jetzt taumelten alle herum, »auch ich«. Beschreibt sie, die 1969 Geborene, Erfahrungen, die repräsentativ sind für ihre Generation? »Ich bin doch kein Wasserhahn, aus dem gleichmäßig etwas herausfließt! Ich kenne meine Generation gar nicht, denn die entscheidenden fünf Jahre habe ich lesend zu Hause gehockt.« Jetzt schreiben ihre Generationsgenossen über Familie und Scheidung »damit kann ich schon wieder nicht dienen«.

Hwang Sok–yong schon. Er hat soeben es ist kurz nach Mitternacht in der Bar eines großen Hotels *downtown* Seoul den Kontrollanruf seiner dritten Frau entgegengenommen. Dann gießt er noch einmal Whiskey für alle nach und befiehlt: »Ihr bleibt alle hier, wenigstens bis ein Uhr.« Das Party–Animal der koreanischen Literatur, so seine Selbstbeschreibung, macht an diesem Abend seinem Ruf alle Ehre, raucht, trinkt, rülpst, haut Schultern. Schließlich beugt er sich verschwörerisch herüber: »Ganz ehrlich, der Nobelpreis interessiert mich überhaupt nicht.« Und dann weiß er doch von einer Shortlist mit fünf Namen. Seiner ist dabei.

Hwang Sok–yongs Leben ist ein Spiegelbild der Geschichte seines Landes – auch das weiß Koreas wohl bekanntester Autor sehr genau. Geboren in der Mandschurei, aufgewachsen in Pjöngjang und Seoul. Mit 19 will er Mönch werden und flieht von zu Hause. Seine Mutter klappert die Klöster der Umgebung ab, um ihr einziges Kind ins richtige Leben zurückzuholen. Er wird Tagelöhner, Philosophiestudent, sechs Monate Infanterist im Vietnamkrieg, beim Gwangju–Aufstand 1980 ist er auf den Barrikaden. »Geh nicht da hin, wo Hwang ist«, sagt er lachend, »da gibt es immer Ärger!« 1989 besucht er Nordkorea – und verstößt damit gegen das Gesetz zur nationalen Sicherheit. Er wird zu sieben Jahren Haft verurteilt, flieht für vier Jahre ins Exil nach New York und Berlin, kehrt 1993 in seine Heimat zurück und muss für fünf Jahre ins Gefängnis. Nach der Entlassung beschließt Hwang Sok–yong, ein Weltbürger zu sein, im Moment lebt er in London. »Ich brauche Distanz zu mir, meinem Land, meiner Sprache.«

Seine Romane erzählen von diesem Leben an und zwischen allen Fronten. *Die Geschichte des Herrn Han* ist die seines Onkels und eine vom Zerreißen des Landes nach dem Ende des Koreakrieges 1953, als die Teilung der Halbinsel entlang des 38. Breitengrades zementiert wurde. Han ist ein Heimatloser, der im kommunistischen Norden als Feind der Revolution und im Süden als Kommunist verfolgt wird. *Der ferne Garten*, gerade auf Deutsch erschienen, erzählt von einer Liebe in Zeiten des Untergrundkampfes gegen die Militärdiktatur und von langen Jahren im Gefängnis. Ein Roman von peiniger Intensität, etwa der Abschnitt darüber, wie man einen Hungerstreik vorbereitet, durchführt, überlebt, in Würde beendet. »Ich schreibe mit rechts«, sagt Hwang, »aber ich kämpfe mit links, mit linken Haken!«

Sein Werk, sagt Hwang, habe viele Zutaten, »wie das koreanische Essen«. *Der ferne Garten* ist ein Puzzle aus Zetteln, Tagebüchern, verschiedenen Zeiten, verschiedenen Erzählern; fragmentierte Form als Antwort auf eine Welt, einen Kontinent – Asien – im Übergang. »Es ist wie mit einem Vogelschwarm auf der Hochspannungsleitung: Alle fliegen hoch und nehmen in neuer Ordnung Platz. Jetzt sind gerade alle in der Luft.«

Sein großes Thema bleibt die Teilung des Landes. Im Moment wäre er schon mit einem Friedensvertrag zwischen Nord und Süd zufrieden. »Das Kriegsvideo ist doch nur auf Stopp gestellt.« Sein Traum ist eine

Nation mit zwei Systemen, die nach einer Zeit wie Wasser zusammenfließen. Er glaubt an den dritten Weg zur Einheit, eine Alternative zur blutigen vietnamesischen Variante und der deutschen, in der einfach der Reiche den Armen verschluckt hat. Das könne mindestens noch eine Generation dauern, »dann bin ich 92«. Aber Hwang Sok-yong ist bereit zu warten. »Eine sofortige Wiedervereinigung wäre ein zu großer Schock.«

Yi Munyol sieht das ganz anders. »Im April 1989 war ich in Deutschland«, erzählt der 57-jährige Autor, auch er einer der Auflagenkönige Koreas. »Damals forschten 200 Institute über die deutsche Wiedervereinigung. Die optimistischste Prognose, wann es dazu kommen würde, lautete: frühestens in zehn Jahren.« Sieben Monate später waren alle Voraussagen von der Wirklichkeit überrollt.

Yi ist der konservative Antipode des linken Kämpfers und Nomaden Hwang Sok-yong. Vor 20 Jahren hat er sich südlich von Seoul aufs Land zurückgezogen, wo er sich nach eigenen Plänen zunächst ein Haus, später eine kleine Akademie bauen ließ. Bis zu 15 von ihm ausgewählte Schüler können nun auf dem großzügigen Hanggrundstück, umgeben von Skulpturen und einem prachtvollen Zaun, in dreijährigen Kursen an ihrer Dichterwerdung arbeiten. Auf dem Stundenplan stehen griechische und chinesische Klassiker; moderne Texte Yi Munyol nennt Freud als Beispiel werden nicht gelesen, »ihr Einfluss wäre zu stark, das erzeugt nur Ähnlichkeiten«.

Der fürstlich residierende Dichter sieht sich und seinen Hofstaat in der Tradition von Dosan Seowon Toegye, der vor 400 Jahren eine Akademie gründete, aus der 10 Minister und über 100 Richter hervorgingen. In Yi Munyols Traditionspflege mischen sich Größenwahn und Selbstlosigkeit: Er sagt, wo s langgeht, dafür ist das Studium umsonst, auch Kost und Logis sind frei. Dennoch, so sagt er, sei er der größte Profiteur seiner Akademie: »In so einer Schule lernt der Lehrer von seinen Schülern.«

Mit dem Etikett »konservativ« hat Yi Munyol keine Probleme. »Das bin ich gern. Meine Haltung zur Vergangenheit sagt nur: Vergesst nicht die Trauer und die Schmerzen der Vorfahren. Revolutionäre und Fortschrittsgläubige denken immer, alles Vergangene war dumm.« Sein Konservatismus ist dabei keineswegs eskapistisch. In seiner Parabel *Der entstellte Held* beschreibt er am Beispiel eines tyrannischen Klassensprechers, wie bereitwillig sich Menschen ihrer Ruhe zuliebe dem vermeintlich Stärkeren unterwerfen, auch wenn dessen Macht nur auf Lüge, Korruption und Gewalt beruht. Das Buch erschien 1987, in jenem Jahr, als die Militärdiktatur zu Ende ging.

Aus einem der Bücherstapel in der Wohnhalle seines Hauses zieht Yi zwei prachtvolle Bände: einen alten Stammbaum seiner Familie, ursprünglich auf Chinesisch geschrieben, in neuer Ausgabe mit koreanischer Übersetzung. Auf solche Art Traditionspflege solle das moderne Korea in einer globalisierten Welt sein Selbstbewusstsein gründen: »Wir sind mehr als nur eine mittlere Nation, eine mittlere Kultur zwischen Land und Meer, China und Japan. Immerhin haben wir unsere eigene Schrift entwickelt!«

Später zeigt Yi Munyols Frau noch Familienfotos. Hut, Haarschleife und Gürtel für das traditionelle Hochzeitsgewand der Schwiegertochter hat sie selbst gefertigt, eine Arbeit von drei Jahren. Noch länger gestickt hat sie an dem Seidenbild im Hausflur: Kiefernast über Kranich, dem alten Kultursymbol. Dann öffnet der Dichter die Tür. Zu hören ist nichts als das Summen der Autobahn nach Seoul.

Siehe auch Literaturbeilage, Seite 36 bis 40. Alles über den koreanischen Auftritt in Frankfurt unter www.enterkorea.net